

Hartmut Leppin

Das 4. Jahrhundert – Die christlichen Kaiser suchen ihren Ort*

Einführung

Die Rede von den kurzen und den langen Jahrhunderten ist in der neuzeitlichen Geschichte verbreitet, die Vorstellung eines kurzen 20. Jahrhunderts von 1917 bis 1989 nachgerade populär. Daran anknüpfend liegt es nahe, das 4. Jahrhundert n. Chr. als ein kurzes zu definieren, das sich von der Schlacht an der Milvischen Brücke im Jahre 312 n. Chr. bis zum Tode Theodosius des Großen 395 n. Chr. erstreckt, zwei Daten, die sich in die europäische Erinnerung eingegraben haben. Mit dem letzteren Datum beginnt, so erfahren wir aus den Lehrbüchern, die Teilung des Reiches, mit dem ersteren seine Christianisierung, für deren Vollendung man wiederum Theodosius im Kontakt mit Bischof Ambrosius von Mailand eine wesentliche Rolle zuschreibt.

Während dieser Jahrzehnte waren die römischen Truppen zwar ständig in Grenzkämpfe verwickelt, doch griffen die Konflikte nicht auf das Reichsinnere über, sodass jene Zeit trotz mehrerer blutiger Bürgerkriege im Vergleich zu den Jahrhunderten davor und danach stabil wirkt. Die Geschichte des 4. Jahrhunderts lässt sich so scheinbar klar gegliedert nach Dynastien erzählen, der Constantinischen, die die ersten Jahrzehnte prägte (306–363 n. Chr.), und der Valentinianisch-Theodosianischen, die bis weit ins 5. Jahrhundert hinein regierte (364–450/5 n. Chr.). Doch hinter dieser Kontinuität ergaben sich erhebliche strukturelle Entwicklungen des Kaisertums, die von der Forschung sehr unterschiedlich gefasst wurden und werden.

Lange genoss die symbolische Repräsentation des Kaisertums in Absetzung von juristisch argumentierenden Ansätzen in der Tradition Theodor Mommsens eine große Aufmerksamkeit.¹ Andreas Alföldi sah im römischen Kaisertum neben

* Dieser Beitrag, der ein großes Thema auf schmalen Raum so behandeln muss, dass ein Vergleich mit anderen Ausprägungen von Monarchie möglich wird, kann nur einen makroskopischen Charakter haben; Lücken in den Belegen sind unvermeidlich. Für Ratschläge danke ich Sebastian Bauer, Stefan Rebenich und Sophie Röder.

¹ Auf zwei wichtige, ausführlichere Forschungsüberblicke sei verwiesen: Christian Gizewski: *Zur Normativität und Struktur der Verfassungsverhältnisse in der späteren römischen Kaiserzeit* (= Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte, Bd. 81). München 1988, S. 11–35; Hans-Ulrich Wiemer: *Staatlichkeit und politisches Handeln in der römischen Kai-*

der republikanischen Tendenz eine zum theokratischen Absolutismus, die schon unter Caesar eingesetzt, sich aber in der Spätantike besonders ausprägt habe. Dafür machte er in einem hohen Maße östliche, persische Einflüsse geltend.² Otto Treitinger, der stark von Alföldi beeinflusst war, hob die spirituelle Dimension hervor, die sich in dem kaiserlichen Zeremoniell niederschlug, das er allerdings vor allem unter dem Gesichtspunkt der Kontinuität bis tief in die byzantinische Zeit hinein betrachtete.³ Vor allem unter ideengeschichtlichen Gesichtspunkten erörterte Johannes Straub die Position des spätantiken Kaisers und hob dabei dessen Traditionsgebundenheit hervor, während Enßlin sich in seinen abstrakteren Überlegungen zum Typus des spätantiken Kaisers nicht scheute, das Kaisertum als eine Form des Absolutismus zu kennzeichnen, der allerdings gewissen Einschränkungen unterlegen habe.⁴ Gemeinsam war diesen Autoren, wenn auch mit Abstufungen, dass sie das spätantike Kaisertum, seiner Selbstdarstellung folgend, als äußerst überlegene Herrschaft interpretierten. Diese Vorstellung schlug sich in einem Begriff wie „Zwangsstaat“ nieder, der die ökonomischen und sozialen Strukturen geprägt haben soll, aber auch in jenem des „Dominats“, wobei das Wort *dominus* die Stellung des Kaisers als Herr der Untertanen unterstrich.

Die jüngere Forschung hat den Begriff des „Dominats“ und des „Zwangsstaats“ aufgegeben⁵ und vor allem die damit verbundenen Vorstellungen eines überaus starken Kaisertums. Es werden weitaus mehr Kontinuitäten zum Prinzipat gesehen als früher. David Potter hat in einer Monographie gezeigt, wie viele Entwicklungslinien sich zwischen 180 und 395 n. Chr. nachzeichnen lassen. Seine Erzählung über das Kaisertum ist indes (im Unterschied zu anderen Teilen) konventionell, indem ein Verlust von Kontrolle und Hegemonie zum Ende des 4. Jahrhunderts hin festgestellt wird, wofür Potter in einem hohen Maße personale Faktoren und eine zentralisierte Bürokratie verantwortlich macht.⁶

In weiten Teilen der Forschung wird inzwischen betont, dass die Beziehungen zwischen Kaiser und Untertanen reziprok waren. In dieser Perspektive erscheint

serzeit – Einleitende Bemerkungen. In: ders. (Hg.): Staatlichkeit und politisches Handeln in der römischen Kaiserzeit (= Millennium-Studien, Bd. 10). Berlin/New York 2006, S. 1–40, bes. S. 1–27.

² Andreas Alföldi: Die monarchische Repräsentation im römischen Kaiserreiche. Darmstadt 1970 (das Buch geht auf ältere Abhandlungen zurück); zu ihm James H. Richardson/Federico Santangelo (Hg.): Andreas Alföldi in the Twenty-First Century. Stuttgart 2015.

³ Otto Treitinger: Die oströmische Kaiser- und Reichsidee nach ihrer Gestaltung im höfischen Zeremoniell. Vom oströmischen Staats- und Reichsgedanken. Darmstadt 1956 (ursprünglich 1938/40).

⁴ Johannes Straub: Vom Herrscherideal in der Spätantike. Stuttgart 1939 (ND Darmstadt 1964); Wilhelm Enßlin: Der Kaiser in der Spätantike. In: HZ 177 (1964), S. 449–468, hier: S. 464f.

⁵ Mischa Meier: Das späte Römische Kaiserreich ein ‚Zwangsstaat‘? Anmerkungen zu einer Forschungskontroverse. In: Dariusz Brodka u. a. (Hg.): Freedom and Its Limits in the Ancient World. Proceedings of a Colloquium Held at the Jagiellonian University Kraków (= Electrum, Bd. 9). Krakau 2003, S. 193–213.

⁶ David Potter: The Roman Empire at Bay, AD 180–395. London/New York 2004. Der Einfluss zeitgenössischer Debatten über das Schicksal der USA macht sich in dieser Interpretation, wie mir scheint, deutlich bemerkbar.

auch die symbolische Repräsentation der Kaiser stärker als ein Austausch mit den Untertanen, und ihre Dynamik wird sichtbarer.⁷ Zwei Modelle haben vor diesem Hintergrund eine besondere Bedeutung erlangt: das Modell eines reaktiven Kaisertums und das Akzeptanzmodell. Beide greifen bezeichnenderweise Forschungstendenzen auf, die ursprünglich den frühen Prinzipat betrafen. Das Modell des reaktiven Kaisertums beinhaltet, dass die römischen Kaiser sich in weiten Bereichen vor allem dessen, was heute als Innenpolitik bezeichnet würde, nicht so sehr als Gestalter begriffen, sondern vornehmlich auf Anfragen von Beamten und Untertanen reagierten. Dieses Wechselspiel von *petition and response* hat Fergus Millar für die Kaiserzeit aufgezeigt.⁸ Vor allem Sebastian Schmidt-Hofner ist es gelungen, es für das 4. Jahrhundert fruchtbar zu machen, aber auch seine Grenzen zu verdeutlichen, indem er bestimmte Bereiche – etwa im Steuer- und im Münzwesen – hervorhebt, in denen er einen Gestaltungswillen zu erkennen vermag.⁹

Das Akzeptanzmodell, das auf Egon Flaig zurückgeht, sieht den Kaiser unter dem Druck, vor bestimmten Gruppen – bei ihm Militär, hauptstädtische Bevölkerung und Eliten – seine Akzeptanz zu bewahren, indem er ihren Verhaltenserwartungen entspricht.¹⁰ Dieses Modell wurde vor allem von Steffen Diefenbach¹¹ und Rene Pfeilschifter¹² auf die Spätantike übertragen. Dabei liegt eine wichtige und strittige Frage darin, welche Gruppen als Akzeptanzgruppen gelten können, welche Rolle vor allem die Kirche(n) und andere religiöse Autoritäten spielen.

Die Ausführungen dieses Beitrags schließen an das Modell des reaktiven Kaisertums an und betrachten auch Akzeptanzgruppen. Allerdings beziehen sie es nicht so sehr auf die Anfragen, die Tag für Tag an den Kaiser herangetragen wurden, sondern sie betonen, dass bestimmte strukturelle Verschiebungen als Reaktion eine gewandelte Ortsbestimmung des Kaisertums verlangten. Die Kaiser mussten die alte Aufgabe, ein gewaltiges Reich zu integrieren und zu sichern, weiterführen und hatten zugleich die unwahrscheinliche Synthese von römischer und

⁷ Etwa Sabine MacCormack: *Art and Ceremony in Late Antiquity* (= *Transformation of the Classical Heritage*, Bd. 1). Berkeley u. a. 1981; Michael McCormick: *Eternal Victory. Triumphal Rulership in Late Antiquity, Byzantium and the Early Medieval West*. Cambridge 1986; Frank Kolb: *Herrscherideologie in der Spätantike*. Berlin 2001, denen gemeinsam ist, dass sie die Dynamik in der herrscherlichen Selbstdarstellung betonen.

⁸ Fergus Millar: *The Emperor in the Roman World (31 BC–AD 337)*. London 1977 (21992); vgl. die Kritik von Jochen Bleicken: *Zum Regierungsstil des römischen Kaisers. Eine Antwort auf Fergus Millar* (= *Sbb. der Wiss. Ges. der Univ. Frankfurt am Main*, H. 18,5). Wiesbaden 1982, auch erschienen in: ders.: *Gesammelte Schriften*. Bd 2. Stuttgart 1998, S. 843–875. Zur Diskussion Wiemer: *Staatlichkeit* (wie Anm. 1), S. 3–8.

⁹ Sebastian Schmidt-Hofner: *Reagieren und Gestalten. Der Regierungsstil des spätrömischen Kaisers am Beispiel der Gesetzgebung Valentinians I.* (= *Vestigia*, Bd. 58). München 2008.

¹⁰ Egon Flaig: *Den Kaiser herausfordern. Die Usurpation im Römischen Reich*. Frankfurt a. M./New York 1992.

¹¹ Steffen Diefenbach: *Frömmigkeit und Kaiserakzeptanz im frühen Byzanz*. In: *Saeculum* 47 (1996), S. 35–66.

¹² Rene Pfeilschifter: *Der Kaiser und Konstantinopel. Kommunikation und Konfliktaustrag in einer spätantiken Metropole* (= *Millennium-Studien*, Bd. 44). Berlin/New York 2013.

christlicher Tradition zu vollziehen.¹³ Die Zeitgenossen standen vor der Herausforderung, einen Weg zu finden, um eine Religion, deren Vertreter sich auf einen galiläischen, durch einen römischen Magistrat hingerichteten Wanderprediger beriefen, mit einer politischen Ordnung zu verbinden, die sich von Rom, der Herrin der Welt, ableitete und die gerade ein kühnes Experiment, die Tetrarchie, aufgegeben hatte. Diese hatte die Stellung der Herrscher in einem hohen Maße mit der Bezugnahme auf heidnische Götter legitimiert; die meisten Tetrarchen schritten sogar zu Christenverfolgungen.¹⁴ Mit Constantins Hinwendung zum Christentum änderten sich die Verhältnisse in Hinblick auf die Religion grundlegend.

Vielfältige Antworten auf die strukturellen Herausforderungen der Zeit wurden während des 4. Jahrhunderts erprobt. Ich möchte daher im Folgenden diese Epoche als ein Jahrhundert der Experimente behandeln, in dem verschiedene Versuche unternommen wurden, die politische Ordnung zu stabilisieren und ein überzeugendes Verhältnis von Kaisertum und Christentum zu finden. Anders gewendet: Die Kaiser befanden sich, gewollt oder ungewollt, auf der beständigen Suche nach einem Ort, der ihnen zukam. Dabei verstehe ich Ort in dreierlei Hinsicht: Sie suchten einen Aufenthaltsort, von dem aus sie ihre Macht ausüben konnten; sie suchten einen Ort in der politischen Ordnung; des Weiteren suchten sie einen Ort im Verhältnis zum Christentum, das sich in die traditionelle politisch-religiöse Ordnung nicht ohne Weiteres integrieren ließ. Dabei hatten sie mit unterschiedlichen Akzeptanzgruppen und Rivalen zu tun, deren Macht auszutarieren war.

An diesem Prozess war eine Vielzahl von Akteuren beteiligt, nicht allein die Kaiser selbst, die auf die Herausforderungen in unterschiedlicher Weise reagierten. In vielen Bereichen blieben die Handlungsspielräume groß, wenngleich durchaus gewisse Pfadabhängigkeiten entstanden. Eine Unbekannte bleiben dabei für uns zumeist die Personen, die in der Umgebung des Kaisers aktiv waren, die ihn beeinflussten oder gar bestimmten. Gerade kaiserkritische Autoren sehen hier oft illegitime Kräfte am Werk; insbesondere Frauen und Eunuchen stehen für derartige Gruppen. Es ist heute zumeist nicht mehr möglich, diese Formen der Beeinflussung zu bestimmen. Wenn ich daher von dem Handeln des Kaisers spreche, so beziehe ich mich lediglich auf das, was als Handeln des Kaisers kommuniziert oder betrachtet wurde.

Der Ort des Kaisers im Raum

Wie alle Herrscher über Imperien erlebten auch die römischen Kaiser die Spannung zwischen Zentrum und Peripherie. Der Monarch bildete das teils mobile,

¹³ Hartmut Leppin: Kaisertum und Christentum in der Spätantike. Überlegungen zu einer unwahrscheinlichen Synthese. In: Andreas Fahrmeir/Annette Imhausen (Hg.): Die Vielfalt normativer Ordnungen. Konflikte und Dynamik in historischer und ethnologischer Perspektive (= Normative Orders, Bd. 8). Frankfurt a. M. 2013, S. 197–223.

¹⁴ Zur Tetrarchie siehe unten, S. 491 f. und S. 498.

teils nicht mobile Zentrum; das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie unterlag mithin einer fortwährenden Dynamik.

Wie aber sollte man das Zentrum erkennen? Einzelne Städte wurden durch die Kaiser baulich herausgehoben: Valens etwa schmückte seine Residenz mit zahlreichen Bauten. Er baute einen Aquädukt, erneuerte das Forum, errichtete eine Basilika und stattete andere großzügig aus, stiftete auch ein öffentliches Bad, um nur das Wichtigste zu nennen.¹⁵ Es handelt sich hier um Bauten, die in Antiochia am Orontes entstanden. In dieser Stadt, die schon oft andere Kaiser beherbergt hatte, hielt Valens sich von 370 bis 378 n. Chr. auf. Antiochia bot alle Annehmlichkeiten, deren ein Herrscher bedurfte. Überdies war es günstig gelegen. Das gilt nicht nur in Hinblick auf die persische Front, der Valens' besonderes Augenmerk galt, sondern auch für die Verbindungsmöglichkeiten zu den anderen Regionen des Ostreiches, den Balkan, Kleinasien und Ägypten, die zu Schiff unschwer zu erreichen waren. Es wäre mithin nicht überraschend gewesen, wenn diese Stadt zur Kapitale des Reiches geworden wäre.

Gewiss sorgte Valens auch in dem seit Constantin dem Großen immer weiter ausgeschmückten Konstantinopel (und anderswo) für neue Bauwerke.¹⁶ Insgesamt sammelte er aber in dieser Stadt schlechte Erfahrungen: Während seines Kampfes gegen seinen Rivalen Procopius (365/366 n. Chr.), der seine Ansprüche auf den Thron auf seine Verwandtschaft mit dem Constantinischen Haus stützen konnte, hatte die Bevölkerung der Stadt den Illyrer wegen seiner niedrigen Herkunft verspottet.¹⁷ Als er sich viele Jahre später entschloss, den Tervingen beziehungsweise Westgoten entgegenzutreten, die südlich der Donau hausten, und zum Kriegsschauplatz reiste, war der Empfang in Konstantinopel, dessen Einwohner ein energischeres Vorgehen gegen die Germanen verlangten, alles andere als loyal oder gar herzlich: Der Kirchenhistoriker Sokrates von Konstantinopel berichtet, dass, als Valens Wagenrennen abhielt, Sprechchöre laut geworden seien. Die Zuschauer hätten gerufen: „Gib uns Waffen und wir führen den Krieg.“ Zornig habe Valens die Stadt verlassen und ihr gedroht, sie nach seiner Rückkehr zu entvölkern.¹⁸ Hier handelt es sich gewiss auch um die Übertreibung in einer

¹⁵ Siehe die Übersicht bei Noel Lenski: *Failure of Empire. Valens and the Roman State in the Fourth Century A.D.* (= *The Transformation of the Classical Heritage*, Bd. 34). Los Angeles 2002, S. 400f.; zu Valens' Aufenthalt an verschiedenen Orten siehe ebd., S. 114. Selbst in Markiapolis (Devnja) in Moesia Inferior verweilte er länger als in Konstantinopel, das hatte aber offenkundige strategische Gründe. S. zum Forum in Antiochia Emanuel Mayer: *Rom ist dort, wo der Kaiser ist. Untersuchungen zu den Staatsdenkmälern des dezentralisierten Reiches von Diocletian bis zu Theodosius II.* (= *Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien*, Bd. 53). Mainz 2002, S. 97–105. Zu Antiochia ferner Glanville Downey: *A History of Antioch in Syria. From Seleucus to the Arab Conquest*. Princeton 1961; John H. W. G. Liebeschuetz: *Antioch. City and Imperial Administration in the Later Roman Empire*. Oxford 1972; ernüchternder Forschungsüberblick: Gunnar Brands: *Antiochia im Spiegel der jüngeren Forschung – The Lost Ancient City?* In: *JRA* 20 (2007), S. 595–602.

¹⁶ Lenski: *Failure* (wie Anm. 15), S. 399.

¹⁷ Ebd., S. 88.

¹⁸ Sokr. 4,38,4f.; vgl. Amm. Marc. 31,11,1.

feindseligen Quelle. Indes – was Valens für Antiochia tat und wie man sich ihm gegenüber in Konstantinopel gab, spricht nicht dafür, dass die Akteure in der Stadt am Bosphorus die künftige Hauptstadt sahen. In der Wahl der Stadt mussten die Herrscher sich an bestimmten, namentlich militärischen Erfordernissen orientieren, besaßen aber einen beachtlichen Gestaltungsspielraum.

Um die Besonderheiten des mobilen Kaisertums im 4. Jahrhundert n. Chr. mit seinen verschiedenen Orten der Herrschaft¹⁹ genauer zu fassen, ist es wichtig, sich die Unterschiede zum mobilen Herrschertum des frühen Mittelalters in Erinnerung zu rufen, wofür in der Mediävistik die idealtypische Unterscheidung zwischen Reise- und Residenzherrschaft eingeführt worden ist.²⁰ Diese passt jedoch für das 4. Jahrhundert n. Chr. bezeichnenderweise nur begrenzt, weil eine regelrechte Reisherrschaft, die in ihren organisatorischen Strukturen davon ausging, dass der Herrscher permanent mobil war, im römischen Reich nicht feststellbar ist, übrigens auch nicht in den früheren Zeiten. Seit dem 2. Jahrhundert n. Chr. waren die meisten römischen Kaiser zwar ausgesprochen beweglich,²¹ aber von militärischen Sonderlagen abgesehen konnten sie vorhandene Städte nutzen, die die Infrastruktur besaßen, um den Kaiser auf Jahre, wenn nicht auf Dauer zu beherbergen. Im Mittelalter hingegen trugen Pfalzen und später Residenzen ihrerseits wesentlich zur Stadtbildung bei.²² Auch wenn in beiden historischen Forma-

¹⁹ Zum Begriff „Orte der Herrschaft“ siehe Noel Duval: *Les résidences impériales. Leur rapport avec les problèmes de légitimité, les partages de l'Empire et la chronologie des combinaisons dynastiques*. In: François Paschoud u. a. (Hg.): *Usurpationen in der Spätantike* (= *Historia Einzelschriften*, Bd. 111). Stuttgart 1997, S. 127–153. Er unterscheidet bei seiner Studie, deren Schwerpunkt auf der Zeit der Tetrarchie liegt, unter dem Oberbegriff der *lieux de pouvoir*, zwischen *résidences officielles*, in denen Büros der Zentralverwaltung untergebracht waren, und *résidences secondaires*, die zu Krisenzeiten diese Funktion hatten. Ferner Caspar Ehlers: *Places of Power – Orte der Herrschaft – Lieux de pouvoir*. In: ders. (Hg.): *Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung*. Bd. 8: *Places of Power – Orte der Herrschaft – Lieux de pouvoir* (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 11/8). Göttingen 2007, S. 7–16.

²⁰ Zum Begriff der Residenz Klaus Neitmann: *Was ist eine Residenz? Methodische Überlegungen zur Erforschung der spätmittelalterlichen Residenzbildung*. In: Peter Johanek (Hg.): *Vorträge und Forschungen zur Residenzfrage* (= *Residenzforschungen*, Bd. 1). Sigmaringen 1990, S. 11–44, hier: S. 18; ebd., S. 15, wird auf Orte verwiesen, die in den mittelalterlichen Quellen als *sedes* bzw. *caput regni* bezeichnet wurden, weil der König dort gesessen hat und über einen Thron verfügte; siehe zum begrifflichen Problem ferner (bezogen auf Spätmittelalter und Frühe Neuzeit) Andreas Ranft: *Residenz und Stadt*. In: Werner Paravicini (Hg.): *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich – ein dynastisch-topographisches Handbuch*. Bd. 2: *Bilder und Begriffe*. Teilband 1: *Begriffe*. Ostfildern 2005, S. 27–32.

²¹ Helmut Halfmann: *Itinera principum. Geschichte und Typologie der Kaiserreisen im römischen Reich* (= *Heidelberger althistorische Beiträge und epigraphische Studien*, Bd. 2). Stuttgart 1986; Antony Hostein/Sophie Lalanne: *Les voyages des empereurs dans l'Orient Romain. Époques antonine et sévérienne*. Arles 2012.

²² Zum Begriff der Pfalz, der sich nicht auf Aufenthaltsorte, sondern auf das Vorhandensein entsprechender baulicher Ensembles bezieht, siehe etwa Caspar Ehlers: *Einführung. Zentren der Macht. Fragen an die Erforschung der sächsischen Aufenthaltsorte der mittelalterlichen Könige*. In: ders. u. a. (Hg.): *Deutsche Königspfalzen. Beiträge zu ihrer historischen und archäologischen Erforschung*. Bd. 7: *Zentren herrschaftlicher Repräsentation im Hochmittelalter: Geschichte, Ar-*

tionen die Infrastruktur für eine hohe Mobilität vorhanden war, hatte diese einen sehr unterschiedlichen Charakter.

Im römischen Reich des 4. Jahrhunderts n. Chr. gab es seit der Tetrarchie ein System mehrerer Residenzen für die verschiedenen Herrscher. Mit *Residenzen* sind dabei Städte gemeint, die aufgrund ihrer Tradition, Lage und Annehmlichkeit für den mehr als ephemeren Aufenthalt eines Kaisers geeignet waren, auch wenn sie nicht als solche fungierten, und die, anders als es im 2. Jahrhundert n. Chr. üblich war, auch für die Repräsentation kaiserlicher Macht ausgebaut wurden, etwa Trier, Mailand, Sirmium, Antiochia, Konstantinopel und noch weitere.²³ Es war ein polyzentrisches Reich, wo trotz der monarchischen Ordnung Zentrum und Peripherie nicht leicht zu trennen waren.

Als *Hauptstadt* betrachte ich eine Stadt, die für eine auf Dauer angelegte Präsenz des Kaisertums und der wesentlichen Zentralbehörden unabhängig von der Person des einzelnen Herrschers eingerichtet war,²⁴ wie es bei Konstantinopel, im 4. Jahrhundert bereits eine wichtige Residenz, seit dem 5. Jahrhundert der Fall sein sollte.²⁵ Daneben kamen die Kaiser bisweilen nicht umhin, Militärquartiere zu ihrem Aufenthaltsort zu machen.

Dabei sollte man sich eines klarmachen: Nicht jede Stadt von reichsweiter Bedeutung diente auch als eine Residenz. Geradezu ein Unort des Kaisertums war Alexandria: Kein Herrscher weilte mehr dort, wo Caracalla (211–217 n. Chr.)²⁶ und

chitektur und Zeremoniell (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 11/7). Göttingen 2007, S. 9–23.

²³ Zu den archäologischen Möglichkeiten, bestimmte Gebäude als kaiserliche Residenzen zu identifizieren, siehe etwa Henner von Hesberg: Residenzstädte und ihre höfische Infrastruktur. Traditionelle und neue Raumkonzepte. In: Dieter Boschung/Werner Eck (Hg.): Die Tetrarchie. Ein neues Regierungssystem und seine mediale Präsentation (= ZAKMIRA, Bd. 3). Wiesbaden 2006, S. 133–167; Felix Teichner: ‚Nam primum tibi mater Hispania est, terris omnibus terra felicior‘. Spätantike Großvillen und Residenzen auf der Iberischen Halbinsel. In: Gerda von Bülow/Heinrich Zabelhicky (Hg.): Bruckneudorf und Gamzigrad. Spätantike Paläste und Großvillen im Donau-Balkan-Raum (= Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte, Bd. 15/Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Instituts, Bd. 45). Bonn 2011, S. 293–308.

²⁴ Zum Begriff der Hauptstadt Edith Ennen: Funktions- und Bedeutungswandel der ‚Hauptstadt‘ vom Mittelalter zur Moderne. In: Theodor Schieder/Gerhard Brunn (Hg.): Hauptstädte in europäischen Nationalstaaten (= Studien zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 12). München/Wien 1983, S. 153–163, hier bes. S. 154f.; eine knappe Übersicht mit zahlreichen Einzelfällen bei Jens Kirsch: Hauptstadt. Zum Wesen und Wandel eines nationalen Symbols (= Geographie, Bd. 8). Münster 2005.

²⁵ Zu Konstantinopel etwa Raymond Janin: Constantinople-Byzantine. Développement urbain et répertoire topographique (= Archives de l’Orient chrétien, Bd. 4). Paris 1964; Cyril Mango: Le développement urbain de Constantinople. IV–VII siècles (= Centre de recherche d’histoire et civilisation de Byzance, Bd. 2). Paris 1985; Franz Alto Bauer: Stadt, Platz und Denkmal in der Spätantike. Untersuchungen zur Ausstattung des öffentlichen Raums in den spätantiken Städten Rom, Konstantinopel und Ephesos. Mainz 1996, hier bes. S. 143–268; Mayer: Rom (wie Anm. 15), S. 105–174; Albrecht Berger: Art. Konstantinopel (stadtschichtlich). In: RAC, Bd. 21 (2006), Sp. 435–483; Lucy Grig/Gavin Kelly (Hg.): Two Romes. Rome and Constantinople in Late Antiquity. Oxford 2012.

²⁶ Dio 77 (78), 22,1–23,4; Herodian 4,8,6–9,8; SHA, Car. 6,2f.; vgl. zu den Ereignissen Stefan Pfeiffer: Der römische Kaiser und das Land am Nil. Kaiserverehrung und Kaiserkult in Alexan-

Diokletian (284–305 n. Chr.)²⁷ sich nur mit äußerster Brutalität hatten behaupten können. Das weitaus ruhigere Karthago, das unter den Tetrarchen gelegentlich als Residenz fungiert hatte, erhielt diese Funktion im kurzen 4. Jahrhundert nicht mehr: Beide Städte haben gemeinsam, dass sie weit entfernt von den Grenzen lagen, an denen die größeren Kriege ausgetragen wurden. Gleichwohl gab es eine reiche Auswahl von möglichen Residenzen, zwischen denen ein Kaiser sich nach strategischen Interessen, persönlichen Vorlieben oder kontingenten Umständen entscheiden konnte. Insofern musste das Kaisertum seinen Ort immer neu suchen.

Einen Sonderfall bildet Rom, das *caput mundi*, nach wie vor der ideologische Bezugspunkt des Reiches und Inbegriff seiner republikanischen Traditionen. Dennoch wurde die ideelle Hauptstadt von den Kaisern des 4. Jahrhunderts n. Chr. nur selten aufgesucht. Maxentius hatte dort für einige Jahre (306–312 n. Chr.) residiert, ja das alte Zentrum vermutlich als tatsächliche Hauptstadt erneuern wollen.²⁸ Doch Constantin der Große wurde bei seinem Besuch 326 n. Chr. von der Bevölkerung beschimpft.²⁹ Nepotian versuchte 350 n. Chr. eine Usurpation von Rom aus und scheiterte prompt.³⁰

Sofern Kaiser nach Constantin überhaupt in Rom auftauchten, hielten sie sich nur für kürzere Zeit dort auf. Sie bezeugten der Tradition und deren leibhafter Verkörperung, dem Senat, ihren Respekt, um dann wieder die Stadt zu verlassen. Die Bedeutung der republikanischen Vergangenheit Roms war stark gemindert. Übrigens mahnt dies auch in Hinblick auf Konstantinopel zu Vorsicht: Das Vorhandensein beziehungsweise die Begründung eines Senats markierte gewiss einen Vorrang, bildete aber keineswegs ein Präjudiz für einen Hauptstadtstatus im Sinne einer dauerhaften kaiserlichen Präsenz.³¹

In die bisherigen Ausführungen könnte man einen Subtext hineinlesen, dass nämlich die Kaiser eigentlich eine Metropole als Hauptstadt hätten ausersehen

dria und Ägypten von Augustus bis Caracalla (30 v. Chr.–217 n. Chr.) (= Historia Einzelschriften, Bd. 112). Stuttgart 2010, S. 202–204 mit weiteren möglichen Quellen.

²⁷ Eutr. 9,23; Oros. 5,24,8; Mal. 12,41; Hieron. Chron. A. Abr. 2316. Zu Konflikten in Alexandria vom 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr. mit einer neuen Sicht, die die Komplexität der Identitäten betont, Edward J. Watts: Riot in Alexandria. Tradition and Group Dynamics in Late Antique Pagan and Christian Communities (= The Transformation of the Classical Heritage, Bd. 46). Berkeley 2010.

²⁸ Hartmut Leppin/Hauke Ziemssen: Maxentius. Der letzte Kaiser in Rom. Mainz 2007.

²⁹ Nach wie vor grundlegend Hans-Ulrich Wiemer: Libanios und Zosimos über den Rom-Besuch Konstantins I. im Jahre 326. In: Historia 43 (1994), S. 469–494.

³⁰ Kay Ehling: Die Erhebung des Nepotianus in Rom im Juni 350 n. Chr. und sein Programm der *urbis Roma christiana*. In: Göttinger Forum für Altertumswissenschaft 4 (2001), S. 141–158; für 351 n. Chr. plädiert Michel Festy: Philostorge. De la source latine d'Eunape à la Zwillingssquelle. In: Doris Mayer/Bruno Bleckmann (Hg.): Philostorge et l'historiographie de l'Antiquité tardive/Philostorge im Kontext der spätantiken Geschichtsschreibung (= Collegium Beatus Rhenanus, Bd. 3). Stuttgart 2011, S. 65–77, hier: S. 69–77.

³¹ Besonders betont von Mayer: Rom (wie Anm. 15), S. 22–27. Zum zeitgenössisch-stadtrömischen Blick auf Residenzen vgl. immer noch Klaus-Peter Johné: Kaiserbiographie und Senatsaristokratie. Untersuchungen zur Datierung und sozialen Herkunft der Historia Augusta (= Schriften zur Geschichte und Kultur der Antike, Bd. 15). Berlin (Ost) 1976, S. 156–176.

müssen, zu der dann Konstantinopel geworden sei. Das wäre aber ein Missverständnis. Gewiss hat eine Hauptstadt aus der Sicht eines Herrschers, der eine Monarchie stabilisieren möchte, deutliche Vorzüge: Es gibt eine klar definierte Zentrale, der Kaiser bewegt sich in einem überschaubaren Raum, der sich vergleichsweise leicht schützen lässt; ihm stehen grundsätzlich alle für die Administration notwendigen Einrichtungen zu Gebote; Archivierung und kontinuierliche Arbeit sind leichter zu bewerkstelligen; es lassen sich verlässliche Rituale einspielen; der physische und organisatorische Aufwand, den Ortswechsel mit sich bringen, entfällt. Ebendies kann auch zu einem Machtzuwachs der Bürokratie führen und deren Eigenleben begünstigen. Gewiss hat der Kaiser, auch wenn er unterwegs war, seine feste Umgebung aus den Hofbeamten und hohen Funktionären, aber diese besaßen weitaus weniger gefestigte Strukturen, als sie in einer Stadt verfügbar gewesen wären.³²

Auf der anderen Seite muss man sich auch die erheblichen Nachteile bewusst machen, die das urbane Kaisertum³³ gerade unter den Umständen der traditionsreichen antiken Stadtkultur mit sich brachte, denn diese ging der Monarchie voraus und begriff die Stadt unabhängig vom Herrscher als relevante politische Einheit; Stadtbewohner konnten füglich erwarten, dass man ihrem Eigensinn mit Achtung begegnete.

Bestimmte Akzeptanzgruppen konnten sich nur im urbanen Raum Geltung verschaffen und mithin gefährlich werden:³⁴ Das gilt nicht für die funktionalen Eliten, da sie zu wesentlichen Teilen den Kaiser begleiteten und deren Angehörige, wenn nötig, zum Kaiser reisen konnten, wie es ein Redner wie Themistios des Öfteren tat.³⁵ Ebenso wenig gilt dies für das Militär, da es ohnehin ganz überwiegend nicht urban war und dessen Anführer an strategisch wichtigen Orten standen.³⁶ Zu nennen ist vielmehr zuallererst die diffuse soziale Formation des Volkes, der mehr oder weniger organisierten, überaus heterogenen, durchaus veränderlichen, aber in bestimmten Bereichen dank gemeinsamer Interessen verbundenen Mehrheitsbevölkerung von Städten, die aufgrund der Tradition Anspruch erheben konnte, beim Kaiser Unterstützung und als Kollektiv Gehör zu finden, ohne einen direkten Zugang zu ihm einfordern zu dürfen. Eine scharfe Definition des Volkes wird man nicht entwickeln können, aber situativ wusste man,

³² Karl Leo Noethlichs: Art. Hofbeamter. In: RAC, Bd.15 (1991), Sp.1111–1158, hier bes. Sp.1113; Aloys Winterling (Hg.): *Comitatus. Beiträge zur Erforschung des spätantiken Kaiserhofes*. Berlin 1998; die Kritik von Rowland Smith: *Measures of Difference. The Fourth-Century Transformation of the Roman Imperial Court*. In: *American Journal of Philology* 132 (2011), S. 125–151, geht am Kern vorbei.

³³ Zum Begriff Pfeilschifter: Kaiser (wie Anm. 12).

³⁴ Grundlegend für diese Sicht Pfeilschifter; ebd., S. 13–38.

³⁵ Them. Or. 3; 5; 8; 9; 11.

³⁶ Zum Militär als Akzeptanzgruppe auch Jochen Martin: *Das Kaisertum in der Spätantike*. In: François Paschoud u.a. (Hg.): *Usurpationen in der Spätantike* (= *Historia Einzelschriften*, Bd. 111). Stuttgart 1997, S. 47–62, erneut abgedruckt in: ders.: *Bedingungen menschlichen Handelns in der Antike. Gesammelte Aufsätze zur Historischen Anthropologie*. Stuttgart 2009, S. 543–558, hier: S. 548f. (52f.).

wer das Volk war, zum Beispiel wenn es sich tobend im Hippodrom bemerkbar machte.³⁷

Constantin in Rom, Julian in Antiochia³⁸ und nicht zuletzt Valens in Konstantinopel hatten erfahren müssen, wie respekt- und rücksichtslos das Volk zu agieren vermochte. Die Macht des Volkes, die ja erst in der Kommunikation unter Anwesenden, mithin bei Präsenz des Kaisers wirksam wurde – sie musste wachsen, wenn die Menschen sich darauf verlassen konnten, dass der Kaiser blieb und nicht so leicht in eine andere Residenz auszuweichen vermochte.

Dasselbe gilt übrigen mutatis mutandis für den Senat von Konstantinopel, der sich als Neugründung fundamental von jenem in Rom unterschied, auch wenn die Senatoren wesentliche rechtliche Privilegien gemeinsam hatten. In Hinblick auf ihre vornehme Herkunft waren die Senatoren der Stadt Rom, die sich teils uralten Geschlechtern zuzählten, kaum zu übertreffen. Bei den Senatoren von Konstantinopel rechnet man dagegen oft mit einer munizipalen Herkunft, auch wenn jüngst gute Gründe dafür geltend gemacht worden sind, dass doch ein stärkerer Anteil an Vornehmen zu ihnen zählte.³⁹ Keinesfalls reichte der östliche Senat in seinem Ansehen an den Westen heran. Ein Senat, der damit rechnen musste, dass der Kaiser seiner Stadt die Privilegien entziehen könnte – wie anfangs der von Konstantinopel –, war zudem nicht in der Position, so viel zu fordern wie einer, dessen Sitz eine unanfechtbare Bedeutung genoss.

Hielt sich der Kaiser aber auf Dauer in Konstantinopel auf, hatten die dortigen Senatoren mehr Gelegenheit, mit dem Kaiser in Kontakt zu treten. Es entstand eine deutlich größere Nähe, doch wuchs auch die Abhängigkeit: Titel spielten für die Hierarchie unter den Senatoren eine erhebliche Rolle; dafür waren sie auf kaiserliche Gunsterweise angewiesen. Ferner verwandelte der östliche Senat sich zusehends in eine Gemeinschaft von hohen Beamten, die im kaiserlichen Dienst aufgestiegen waren. Die Senatoren nahmen so zumal seit dem 5. Jahrhundert sogar immer mehr den Charakter einer Funktionselite an.⁴⁰

Die Christen bildeten eine weitere urbane Akzeptanzgruppe, die sich mit dem Volk weitgehend überlappte, aber anders formiert war. Sie artikulierte sich bisweilen durch Massenaktionen, zumeist aber sprachen für sie geistliche Autoritäten, Bischöfe und Mönche.⁴¹ Bisweilen gab es mehrere Gemeinden, doch typischer-

³⁷ Pfeilschifter: Kaiser (wie Anm. 12), S. 29, bietet die raffinierte Definition an, das Volk seien „alle diejenigen, die nicht erwarten durften, vom Kaiser zur Audienz vorgelassen zu werden“.

³⁸ Dazu Lieve van Hoof/Peter Van Nuffelen: Monarchy and Mass Communication. Antioch AD 362/3 Revisited. In: JRS 101 (2011), S. 166–184.

³⁹ S. Muriel Moser: *Senatui pristinum auctoritatem reddidisti*: The Roman Senatorial Aristocracy under Constantine and Constantius II. PhD-Thesis Cambridge 2013, erscheint vorauss. Cambridge 2017.

⁴⁰ Arnold H. M. Jones: The Later Roman Empire 284–602. A Social, Economic, and Administrative Survey. 3 Bde. Oxford 1964, hier: Bd. 2, S. 529; Gilbert Dagron: Naissance d'une capitale. Constantinople et ses institutions de 330 à 451 (= Bibliothèque Byzantine, Études 7). Paris 1974, S. 132–135.

⁴¹ Pfeilschifter: Kaiser (wie Anm. 12), S. 355–451, spricht von Geistlichkeit, da er die Mönche und Heiligen Männer, die im 4. Jahrhundert n. Chr. nur noch einen geringen Einfluss ausübten, miteinbezieht.

weise besaß eine an einem Ort ganz klar den Vorrang und verfügte über die Kirchen. Welche Möglichkeiten das Bischofsamt bot, demonstrierte Ambrosius von Mailand, als er Valentinian II. 385/386 n. Chr. zwang, davon abzusehen, den Homöern eine Kirche zu überlassen,⁴² und als er wenige Jahre später, wohl 390 n. Chr., Theodosius dazu brachte, das Urteil gegen den Bischof von Kallinikon zu revidieren, der die Zerstörung der Kultstätte der Valentinianer und der Synagoge der Juden zu verantworten hatte. Der Kaiser zog sich daraufhin für einige Zeit nach Verona zurück.⁴³ Diese Ereignisse lehrten eines: Wenn der Kaiser sich für eine Hauptstadt entschied, lief er Gefahr, sich von einem Bischof abhängig zu machen, der dann auch in der Lage war, die Gemeinde zu mobilisieren. Zwar sollte sich auf der anderen Seite zeigen, dass die Kaiser eine zunehmende Bereitschaft entwickelten, Bischöfe abzusetzen, selbst wenn dies den Unmut von deren Anhängern provozierte;⁴⁴ doch am Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. war es keineswegs eine wahrscheinliche Entscheidung für den Kaiser, sich in die dauerhafte Nähe eines Bischofs zu begeben.

Überdies befand ein hauptstädtischer Kaiser sich weit entfernt von der Armee, denn allenfalls kleinere Einheiten standen regulär in den Städten; nur selten tauchten größere Einheiten auf dem Durchmarsch auf. Größere Truppenverbände persönlich zu kontrollieren war ihm mithin nicht möglich. Das Vierkaiserjahr 68/69 n. Chr. hatte gelehrt, welches Risiko die Ferne von den Truppen barg, und Tacitus hatte es als ein *arcanum imperii* bezeichnet, dass die Kaiser auch außerhalb der *urbs* gemacht werden könnten.⁴⁵ Diese Erfahrung wiederholte sich im 3. Jahrhundert n. Chr., in der Zeit der Soldatenkaiser, häufig. Das 4. Jahrhundert n. Chr. kennt ebenfalls derartige Beispiele: Zu erinnern wäre an Magnentius, der 350 n. Chr. im gallischen Augustodunum, an Julian, der 360 n. Chr. in Paris, oder an Magnus Maximus, der 383 n. Chr. in Britannien zum Kaiser ausgerufen wurde.

Doch scheint dieser Faktor weniger stark gegen die Etablierung einer Hauptstadt zu sprechen, zumal auch die Residenzen zwar letztlich die Kommandozentralen im Gebiet des jeweiligen Herrschers bildeten und Soldaten vor Ort waren,

⁴² Neil B. MacLynn: Ambrose of Milan. Church and Court in a Christian Capital (= The Transformation of the Classical Heritage, Bd. 22). Berkeley 1994, S. 170–196; Meaghan A. McEvoy: Child Emperor Rule in the Late Roman West. AD 367–455. Oxford 2013, S. 124–127. Zu Ambrosius siehe unten.

⁴³ Hartmut Leppin: Theodosius der Große. Auf dem Weg zum christlichen Imperium. Darmstadt 2003, S. 153–167.

⁴⁴ Diese Gefahr scheint mir Pfeilschifter: Kaiser (wie Anm. 12), hier bes. S. 451, zu unterschätzen. Er betrachtet die Geistlichkeit nicht als eine Akzeptanzgruppe, da sie den Kaiser nie in eine Situation gebracht habe, in der er ernstlich um seinen Thron fürchten musste. Zudem habe der Kaiser nicht um sie werben müssen. Das scheint mir einen sehr starken Begriff von Akzeptanzgruppe vorauszusetzen. Ferner waren die Bischöfe und auch andere geistliche Autoritäten durchaus in der Lage, das Volk zu mobilisieren und den Kaiser zu gefährden, siehe etwa Mischa Meier: Anastasios I. Die Entstehung des Byzantinischen Reiches. Stuttgart 2009, S. 259–288. Die zahlreichen Demonstrationen persönlicher Frömmigkeit waren bestimmt nicht nur an das Volk gerichtet, sondern auch an religiöse Autoritäten.

⁴⁵ Tac. Hist. 1,4.

sie anders als ein regelrechtes Militärquartier aber den großen Truppeneinheiten zumeist kaum Raum boten. Eine Position fern aller Armeen mochte dem Kaiser unter Umständen sogar einen Vorteil bieten, da er sich so in einer geringeren Abhängigkeit von einer bestimmten Armee und ihrer Führung befand. Dem urbanen Kaiser standen jedenfalls in seiner unmittelbaren Umgebung kaum Truppen zu Gebote, wenn man von einigen, in sich differenzierten Einheiten der Palastgarden und -wachen absieht.⁴⁶ Er musste sich darauf verlassen, dass die Truppen an den Grenzen ohne seine persönliche Präsenz treu blieben; es war daher erforderlich, dass Herrschaft eine breite Akzeptanz besaß. Insgesamt bewährte sich diese Hoffnung.

Aufs Ganze gesehen erscheint es angesichts der Vorteile der Residenzen nicht einmal wahrscheinlich, dass die Kaiser nach einer Hauptstadt suchten, schon gar nicht alle. Gleichwohl fand sich um die Wende zum 5. Jahrhundert n. Chr. der östliche Kaiser in Konstantinopel als Hauptstadt wieder.⁴⁷ Im Westen entwickelte Mailand sich in diese Richtung, musste aber 402 n. Chr. aufgrund der bedrängten militärischen Situation durch Ravenna ersetzt werden.⁴⁸ Bei dieser strategisch so günstig am Meer gelegenen Stadt stellt sich indes die Frage, ob man überhaupt von einem urbanen Kaisertum sprechen kann, denn Ravenna hatte zwar einen Bischof, war aber weitgehend bestimmt von seinem militärisch-administrativen Charakter und letztlich wegen seiner fortifikatorischen Bedeutung als Residenz ausgewählt worden. Ein selbstbewusstes städtisches Volk, das etwa im Circus aktiv geworden wäre, trat nicht in Erscheinung.⁴⁹ Im 5. Jahrhundert n. Chr. sollte Rom den westlichen Kaisern wieder eine Alternative als Aufenthaltsort bieten, doch keine verlässliche.

Anders verhielt es sich im Osten: Dort bildete sich mit Konstantinopel unter Theodosius I., vollends unter Arcadius (395–408 n. Chr.) und Theodosius II. (408–450 n. Chr.) ein urbanes Kaisertum heraus. Ist es Zufall, dass diese Entwicklung sich unter zwei Kaisern verfestigte, denen die Zeitgenossen die Befähigung zur Ausübung des kaiserlichen Amtes absprachen? Anders als Herrscher mit hoher persönlicher Autorität konnten schwache Herrscher, gar Kindkaiser, die Vorteile, die sich aus der Ortsungebundenheit ergaben, nicht nutzen und auch nicht als militärische Anführer in Erscheinung treten. Sie besaßen nicht das persönliche Gewicht, um durch ihre schiere Präsenz Autorität zu gewinnen, und waren daher

⁴⁶ Zu diesen Einheiten siehe Jones: *Later Roman Empire* (wie Anm. 40), hier: Bd. 1, S. 657–659.

⁴⁷ Siehe dazu den Beitrag von Mischa Meier in diesem Band.

⁴⁸ Hartmut Leppin u. a.: Art. Mailand. In: RAC, Bd. 23 (2010), Sp. 1156–1202, hier: Sp. 1159–1163.

⁴⁹ Zu Ravenna klassisch Friedrich Wilhelm Deichmann: *Ravenna. Hauptstadt des spätantiken Abendlandes*. 5 Bde. Wiesbaden 1969–1989; ders.: *Ravenna*. Bd. 1: *Geschichte und Monumente*. Wiesbaden 1969, S. 126f., unscharf zur Frage eines Circus; zum heutigen Forschungsstand Deborah Mauskopf Deliyannis: *Ravenna in Late Antiquity*. Cambridge 2010, hier: S. 59f., zu fehlenden Zeugnissen für einen Circus; Carola Jäggi: *Ravenna. Kunst und Kultur einer spätantiken Residenzstadt*. Die Bauten und Mosaiken des 5. und 6. Jahrhunderts. Regensburg 2013, S. 79, zur Möglichkeit eines Circus aufgrund von Sid. Apoll. 23,304–427; allerdings kann die Szene sich durchaus auch in Rom abgespielt haben.

weit stärker an Rituale und stabile Strukturen gebunden.⁵⁰ Die Kommunikation unter Anwesenden war bei derartigen festen Ritualen weniger riskant. Hierin bot das urbane Kaisertum erhebliche Vorteile. Insofern ist die Schwäche der Amtsinhaber ein Indiz für die Stärke der Institution und gleichzeitig ein Faktor, der die Institution weiter stärkte.⁵¹ Doch setzte dies voraus, dass der Herrscher Akzeptanz auch bei Abwesenden zuverlässig bewahren konnte, was bei schwachen Herrschern keineswegs selbstverständlich ist.

Es dauerte lange, nämlich bis zum Herrschaftsantritt Marcians (450–457 n. Chr.), bis im Osten wieder ein Kaiser herrschte, dem Zeitgenossen zutrauten, sich dank seiner persönlichen Autorität zu behaupten. Damals war Konstantinopel als Hauptstadt offenbar so etabliert, dass die Herrscher nicht von ihr lassen wollten – erst Herakleios (610–641 n. Chr.) sollte dies, so heißt es in einer umstrittenen Überlieferung, erwägen.⁵² Das Neue Rom hatte sich ja auch bewährt. Denn anders als im Westen gab es im Osten seit dem Tod des Theodosius für 80 Jahre keine Usurpation.⁵³

Die spätantiken Kaiser suchten fortwährend geeignete Aufenthaltsorte; dass es einen dauerhaften im Sinne einer Hauptstadt geben würde, war keineswegs ausgemacht und sicherlich nicht Ausdruck eines kaiserlichen Gestaltungswillens. Dies ergab sich vielmehr aus kontingenten Umständen. Die Stadt Konstantinopel wiederum entwickelte sodann eine Eigenlogik,⁵⁴ die ihre Position als Hauptstadt festigte und sie geradezu dafür zu prädestinieren schien. Das bestimmte noch die Wahrnehmung späterer Generationen.

Der Ort des Kaisers in der politischen Ordnung

Die politische Ordnung ruhte im kurzen 4. Jahrhundert auf einem festen Fundament: Die wichtigste Gegebenheit war die monarchische Struktur, die an eine lan-

⁵⁰ Siehe McEvoy: Child Emperor (wie Anm. 42), hier bes. S. 307f., zur *ceremonialisation* unter den Kindkaisern.

⁵¹ Vgl. zu derartigen Überlegungen Walter Eder: Augustus and the Power of Tradition. In: Karl Galinsky (Hg.): The Cambridge Companion to the Age of Augustus. Cambridge 2005, S. 13–32.

⁵² Zum Problem Walter E. Kaegi: Heraclius. Emperor of Byzantium. Cambridge 2003, S. 88f., S. 111.

⁵³ Übersicht bei Pfeilschifter: Kaiser (wie Anm. 12), S. 18–21.

⁵⁴ Martina Löw/Helmuth Berking (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung (= Interdisziplinäre Stadtforschung, Bd. 1). Frankfurt a. M. 2008. Die Eigenlogik einer Stadt prägt ihre Bewohner, die sie umgekehrt durch ihre Praxis reproduzieren; es geht also nicht um Gesetzmäßigkeiten, sondern um Praxeologie. Die Autoren beziehen sich allerdings ausdrücklich auf moderne Städte; mit einer weiteren historischen Perspektive verbunden wurde der Ansatz in dem Sammelband Andreas Hoppe (Hg.): Raum und Zeit der Städte. Städtische Eigenlogik und jüdische Kultur seit der Antike (= Interdisziplinäre Stadtforschung, Bd. 12). Frankfurt a. M. 2011; siehe darin zu methodischen Fragen insbes. Franziska Lang: ‚Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile‘ – Eigenlogik und archäologische Stadtforschung. In: Hoppe (Hg.): Raum (diese Anm.), S. 47–78.

ge römische Tradition anknüpfte und in allen Bevölkerungsgruppen akzeptiert war. Die Verwerfungen des 3. Jahrhunderts n. Chr. hatten erwiesen, dass einerseits eine Monarchie im wörtlichen Sinne als *Ein-Kaisertum* nicht in der Lage war, ein vielerorts krisenanfälliges Reich zu steuern, dass andererseits ein Mehrkaisertum dazu neigte, sich in Bürgerkriegen zu zerfleischen. Es war daher nicht leicht für einen Kaiser, seine Rolle im Verhältnis zu den anderen politischen Akteuren im Reich genauer zu bestimmen. Das hat viele Aspekte. Angesichts des beschränkten Raums konzentriere ich mich allein auf das Verhältnis zu anderen Herrschern, nachdem ich die urbanen Akzeptanzgruppen soeben erörtert habe.⁵⁵

Die unter Diokletian entstandene tetrarchische Ordnung bildete eine innovative Problemlösung, da vier Herrscher mit eigenen Sprengeln vorgesehen waren, die rangmäßig differenziert waren: Neben zwei *Augusti*, unter denen einer einen Vorrang hatte, fungierten zwei nachgeordnete *Caesares*. Die vier waren untereinander durch Eheschließungen und Adoptionen verwandt, aber bei der Nachfolge galt nicht das dynastische Prinzip. Gerade dieser Faktor war wohl ein Grund dafür, warum die tetrarchische Ordnung nach dem Rückzug Diokletians 305 n. Chr. rasch scheiterte: Sie hatte offenbar keine personenunabhängige Akzeptanz beim Militär gewonnen.⁵⁶ Hier hatte der zu vermutende kaiserliche Gestaltungswille nicht zum Ziel geführt.⁵⁷

Das Prinzip der Erblichkeit war seit Constantin dem Großen wieder etabliert, wenngleich – wie meist in der Antike – ohne Primogenitur. Überdies zeigt die Ernennung des Theodosius durch Gratian (375–383 n. Chr.), den Sohn Valentinians I., im Jahr 379 n. Chr., dass es offenbar unproblematisch war, wenn ein regierender Kaiser einen nicht durch Verwandtschaft ausgezeichneten Mitherrscher erhob. Das dynastische Prinzip war indes nicht so verfestigt wie gewöhnlich in den Erbmonarchien der Frühen Neuzeit, sodass im 4. Jahrhundert n. Chr. Usurpationen vergleichsweise häufig vorkamen – dabei taten die Usurpatoren bezeichnenderweise das ihnen Mögliche, um sich in die dynastische Ordnung einzuschreiben.

Beim Aussterben einer Dynastie waren Sukzessionskrisen vorprogrammiert. So löste der Tod Julians eine Krise aus, die aber ohne Blutvergießen ausging. Einer der Gründe dafür war, dass die Rolle der Armee, die das römische Volk repräsentierte, als Kaisermacherin in Notsituationen offenbar weithin akzeptiert war – der urbanen Bevölkerung oder dem Senat blieben allenfalls Inszenierungen der Zu-

⁵⁵ Siehe oben.

⁵⁶ Siehe etwa Simon Corcoran: *The Empire of the Tetrarchs. Imperial Pronouncements and Government AD 284–324*. Oxford 1996; Wolfgang Kuhoff: *Diokletian und die Epoche der Tetrarchie. Das römische Reich zwischen Krisenbewältigung und Neuaufbau (284–313 n. Chr.)*. Frankfurt a. M. 2001; Heinrich Schlang-Schöningen u. a. (Hg.): *Diokletian und die Tetrarchie. Aspekte einer Zeitenwende* (= Millennium Studien, Bd. 1). Berlin/New York 2004.

⁵⁷ Vgl. aber zur Forschungskontroverse über die Intentionalität bei der Gestaltung der tetrarchischen Herrschaft Hartmut Leppin: *Zur Geschichte der Erforschung der Tetrarchie*. In: Dietrich Boschung/Werner Eck (Hg.): *Die Tetrarchie. Eine neues Regierungssystem und seine mediale Präsentation* (= ZAKMIRA, Bd. 3). Wiesbaden 2006, S. 13–30.

stimmung überlassen.⁵⁸ Da beim Tode Julians eindeutig der gewichtigste Teil der Truppen in Persien stand, besaß die Ausrufung des neuen Herrschers durch die dortigen Soldaten höchstes Gewicht. Allerdings hatte der neue Kaiser Jovian (363–364 n. Chr.) offenbar durchaus Sorge, dass andere Heeresteile ihn nicht akzeptieren würden, und er entsandte Emissäre, die in der Tat mit Meutereien zu tun bekamen; er selbst zog so rasch wie möglich ins Reich – bereit, beachtliche Gebietsverluste hinzunehmen. Vielleicht war es nur sein früher Tod 364 n. Chr., der eine Eskalation verhinderte.⁵⁹ Sein Nachfolger Valentinian I. wurde unter günstigeren Umständen gewählt, aber erneut war anders als in den Jahren 68 oder 193 n. Chr. klar, bei welchem Heer die Macht lag.⁶⁰

Weitaus mehr Blut floss in den Bürgerkriegen der Constantinischen Familie. Constantin II. verlor sein Leben im Kampf gegen seinen Bruder Constans (337–350 n. Chr.). Constantius II. setzte sich durch, nachdem er weitere Prätendenten besiegt hatte. Er erprobte das Modell, sich durch einen *Caesar* aus der Verwandtschaft unterstützen zu lassen; doch Gallus ließ er selbst 353 n. Chr. umbringen, und der andere *Caesar* Julian begehrte 360 n. Chr. seinerseits gegen ihn auf. Julian scheint noch einmal bewusst die Alleinherrschaft im wörtlichen Sinne angestrebt zu haben. Das blieb aber Episode. Valentinian und Valens kehrten zum constantinischen Experiment der Aufgliederung von Herrschaft unter Verwandten zurück, aber mit mehr Erfolg, indem sie 364 n. Chr. bewusst den ganzen Apparat teilten.⁶¹ Theodosius herrschte zunächst gemeinsam mit Gratian, später faktisch und für eine gewisse Zeit anerkanntermaßen mit Magnus Maximus (383–388 n. Chr.), der später als Usurpator verdammt werden sollte; zudem hatte Theodosius von Beginn an als weiteren Herrscher Valentinian II., mit dem er sich verschwägern sollte, neben sich, bald auch seine eigenen Söhne Honorius und Arcadius. Formell war er nie Alleinherrscher. Typischerweise geboten die erwachsenen *Augusti* über eigene regionale Amtssprengel, in denen sie weitgehend ungestört agieren konnten.

Eine Herrschaft mehrerer *Augusti* war somit die Organisationsform der Monarchie, die sich im 4. Jahrhundert n. Chr. evolutionär bewährte. Das ist einer der Gründe, warum es so fragwürdig erscheint, 395 n. Chr. einen Einschnitt mit dem Argument zu setzen, dass seither das römische Reich nie mehr unter einem Herrscher vereint gewesen sei. Denn das ist nicht nur eine empirisch zumindest bestreitbare Feststellung, vielmehr war die Einheit im Sinne der Herrschaft eines einzigen *Augustus* schon lange das Ungewöhnliche, weil schwer Praktikable.

⁵⁸ Martin: Kaisertum (wie Anm. 36), S. 548f. (52f.).

⁵⁹ Zu den Vorgängen Noel Lenski: The Election of Jovian and the Role of the Late Imperial Guards. In: *Klio* 82 (2000), S. 492–515; Robert Malcom Errington: Roman Imperial Policy from Julian to Theodosius. Chapel Hill 2006, S. 18–20.

⁶⁰ Zu den Hintergründen siehe Hartmut Leppin: Der Reflex der Selbstdarstellung der valentinianischen Dynastie bei Ammianus Marcellinus und den Kirchenhistorikern. In: Jan den Boeft u. a. (Hg.): Ammianus after Julian. The Reign of Valentinian and Valens in Books 26–31 of the *Res Gestae* (= *Mnemosyne Suppl.*, Bd. 289). Leiden 2007, S. 33–52.

⁶¹ Ammianus 26,5,1–5 mit John F. Matthews: The Roman Empire of Ammianus. Baltimore 1989.

Politisch hatte der Kaiser seinen Ort in einer dynastisch legitimierten Herrschaft mehrerer *Augusti* gefunden, die in den Gesetzen als Samtherrschaft erschien. Sie funktionierte auch dann, wenn allgemein als ungeeignet angesehene Herrscher den Thron bekleideten – der verlässlichste Test auf die Stabilität einer Regierungsform.⁶²

Was die Auswahl von Nachfolgern und Mitregenten anging, waren die kaiserlichen Gestaltungsmöglichkeiten durchaus beachtlich, wenngleich die jeweiligen Machtverhältnisse berücksichtigt werden mussten. Überdies hing alles an dem kontingenten Umstand, dass die Herrschenden in der Lage waren, Nachkommen in die Welt zu setzen oder über Eheschließungen die dynastische Linie weiterzuführen oder aber rechtzeitig einen Mitherrscher zu ernennen.⁶³ Das war im 5. Jahrhundert n. Chr. bekanntlich allzu oft nicht der Fall.

Der Ort des Kaisers im religiösen System

Im Umgang der einzelnen Kaiser mit den verschiedenen vertrauten Akzeptanzgruppen – seien es die Senatoren und die administrativen Eliten oder die urbane Bevölkerung oder aber die Armee – gab es erhebliche Unterschiede, was sich in zeitgenössischen Charakterisierungen wie „geizig“ oder „grausam“ und ihren Gegenteilen niederschlagen konnte. Doch die Spielregeln und damit der herausgehobene Ort des Kaisers waren grundsätzlich klar. Anders verhielt es sich bei der hochbedeutsamen neuen Akzeptanzgruppe, die von Christen getragen wurde.

Die Kaiser mussten damit umgehen, dass ein relativ weit ausdifferenziertes religiöses System entstanden war, das nach einem anderen Code funktionierte als die politische Ordnung und das zugleich den Kaiser kommunikativ einverleibte, wenn er sich als Christ gab.⁶⁴ Allerdings: Ein Christ als Kaiser war im Christentum eigentlich nicht vorgesehen.⁶⁵ Viel zu fest schien lange der römische *princeps* in die hergebrachte religiöse Ordnung eingebunden, als dass man sich seine Bekehrung zum Christentum hätte vorstellen können. Als ein solcher Fall dann mit Constantin doch eintrat, scheint weder dem Kaiser noch den Vertretern des Christentums klar gewesen zu sein, was sie sich damit einhandelten, denn die alttestamentlichen Könige konnten nur begrenzt als Vorbilder dienen, da viele von ihnen sich als untaugliche Herrscher erwiesen hatten. Die Beziehung zwischen

⁶² Das Scheitern des nicht dynastisch legitimierten Johannes (423–425 n. Chr.), dem durchaus Eignung zugesprochen werden konnte (Proc. BV 1[3], 3, 6f.), weist in die gleiche Richtung; zu ihm jüngst McEvoy: Child Emperor (wie Anm. 42), S. 229–232.

⁶³ Die Schwierigkeiten der Nachfolgeregelungen angesichts der vielfältigen Erfordernisse werden eindringlich herausgearbeitet von Gavin Kelly: The Political Crisis of AD 375–376. In: Chiron 43 (2013), S. 357–409.

⁶⁴ So die prägnante systemtheoretische Einordnung bei Jan-Markus Kötter: Die Suche nach der kirchlichen Ordnung. Gedanken zu grundlegenden Funktionsweisen der spätantiken Reichskirche. In: HZ 298 (2014), S. 1–28.

⁶⁵ Hierzu und zum Folgenden Leppin: Kaisertum (wie Anm. 13).

Christentum und Kaisertum lässt sich, wenn man in den Begrifflichkeiten der Systemtheorie bleiben will, als ein koevolutiver Prozess verstehen, dessen Ergebnis offen war. Keineswegs sollte man ein christliches Kaisertum, wie es das Mittelalter prägte oder doch dem Mittelalter zugeschrieben wird, als selbstverständliches Ergebnis der Christianisierung voraussetzen.

Constantin ging offenbar wie selbstverständlich davon aus, dass ihm eine überlegene Stellung gegenüber anderen Christen gebühre. Doch seine Söhne hatten größere Schwierigkeiten, derartige Ansprüche geltend zu machen. Auf der einen Seite war die traditionelle Verbindung von kaiserlichen und priesterlichen Aufgaben, wie sie sich in der Stellung des *pontifex maximus* niederschlug, immer schwerer aufrechtzuerhalten, auf der anderen konnte man das Christentum nicht aus dem politischen Raum herausdrängen.

Constantins Hinwendung zum Christengott führte keineswegs zu einem Bruch mit allen oder auch nur den meisten Elementen heidnischer Tradition, die dem Kaiser einen relativ klaren Ort zugewiesen hatten, da bei den öffentlichen Kulte religiöse und politische Stellung konvergierten. Einstweilen blieb auch nach 312 n. Chr. der Kaiser *pontifex maximus*; der Kaiserkult unterlag keineswegs einem Verbot, verlor aber, wenig überraschend, zusehends an Bedeutung.⁶⁶ Ökonomisch verlor der heidnische Kult dadurch, dass in einem großen Umfang Tempelgüter eingezogen wurden,⁶⁷ aber die meisten Praktiken durften weitergeführt werden, wenn es denn finanziell noch möglich war. Erst Theodosius der Große erließ strengere und umfassende Gesetze, die seine Nachfolger dann in die Tat umsetzten. Einen religiös definierten heidnischen Widerstand, der dem christlichen Kaiser etwas entgegengesetzt oder seine Rolle grundsätzlich in Frage gestellt hätte, gab es nicht, lediglich bisweilen Widerspruch. Der Versuch Julians, das Heidentum in seinen Regeln zu universalisieren und so gegenüber dem Christentum konkurrenzfähig zu machen, blieb Episode.⁶⁸ Der Kaiser lebte nicht lange genug, um uns ein Urteil darüber zu erlauben, ob sein Modell zukunftsfähig gewesen wäre oder nicht.

Weitaus komplexer war die Lage in Hinblick auf jene Gruppen, die sich als christlich definierten und die in dem Kaiser jetzt einen Verbündeten erblickten, der ihre Wahrheitsansprüche durchzusetzen hatte. Es verkürzt das Problem, wenn man sagt, dass der Kaiser sich in ein Verhältnis zur Kirche setzen musste, denn es

⁶⁶ Siehe etwa Noel Lenski (Hg.): *The Cambridge Companion to the Age of Constantine*. Cambridge 2011. Siehe ferner für sehr unterschiedliche Interpretationen Klaus Martin Girardet: *Der Kaiser und sein Gott. Das Christentum im Denken und in der Religionspolitik Konstantins des Großen* (= Millennium Studien, Bd. 27). Berlin/New York 2010; Martin Wallraff: *Sonnenkönig der Spätantike. Die Religionspolitik Konstantins des Großen*. Freiburg i. Br. 2013, S. 135–147.

⁶⁷ Zu der wechselvollen Entwicklung Giorgio Bonamente: *Einziehung und Nutzung von Tempelgut durch Stadt und Staat in der Spätantike*. In: Johannes Hahn (Hg.): *Spätantiker Staat und religiöser Konflikt* (= Millennium Studien, Bd. 34). Berlin 2011, S. 55–92.

⁶⁸ Klaus Rosen: *Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser*. Stuttgart 2006; Theresa Nesselrath: *Kaiser Julian und die Repaganisierung des Reiches. Konzept und Vorbilder* (= Jahrbuch für Antike und Christentum, Ergänzungsbd. Kleine Reihe, Bd. 9). Münster 2013.

gab ja keine verfestigte Kirche, sondern eine Vielzahl von Bischöfen, die alle ihre widersprüchlichen Wünsche hatten, die die kaiserliche Unterstützung für ihre Sache als geboten betrachteten, die kaiserliche Unterstützung für die Gegenseite hingegen teils mit grundsätzlichen Argumenten verdammt; hinzu kamen Mönche, die auf persönliches Charisma setzen konnten. Der Kaiser sah sich somit einer Vielfalt von Kirchen und christlichen Akteuren gegenüber, die – anders als heidnische Gruppen – intensiv untereinander kommunizierten, aber organisatorisch und dogmatisch getrennt, teils sogar verfeindet waren. Damit, dass die Kaiser sich auf die Unterstützung von Christen verpflichteten, ergaben sich zwei neue Möglichkeiten, die Kirchen zu einer Reichskirche zusammenzuführen:⁶⁹ ökumenische Konzilien, welche die Kommunikation über Glaubensfragen unter Anwesenden ermöglichten, und eine reichsweite Gesetzgebung, die für Christen insgesamt galt.⁷⁰ Dies hatte aber die Nebenfolge, dass die Definition der Privilegierten, also der rechtgläubigen Christen, höhere Dringlichkeit und Brisanz erlangte.

Gleich im Donatistenstreit, den er nicht zu beenden vermochte, musste Constantin die Erfahrung machen, dass die Christen nicht in der Lage waren, klare gemeinsame Maßstäbe ihres Glaubens zu definieren, und dennoch je für sich darauf beharrten, dass es welche gebe. Früh scheint er zudem verstanden zu haben, dass ein kaiserliches Machtwort nicht genügte. Die Streitigkeiten im Anschluss an das Konzil von Nizäa, das erst viele Jahrzehnte nach seiner Abhaltung eine breite Resonanz erfahren sollte, konnte ihm wenig Hoffnung auf Besserung machen; dennoch setzten er selbst wie auch sein Nachfolger Constantius II. in einem hohen Maße auf Synoden. Dieser führte 361 eine Synode in Konstantinopel mit aller Pracht durch und vereinte vormals zerstrittene christliche Gruppen unter einem homöischen Bekenntnis: nicht das nizänische *homoousios* (wesensgleich), sondern das *homoios* (ähnlich/gleich), sollte das Verhältnis von Gottvater und -sohn bestimmen. Da der Kaiser aber bald darauf verstarb, konnte diese Position sich nicht durchsetzen. Theodosius versuchte 381 n. Chr. etwas Ähnliches, vermochte aber erst mit dem Religionsgespräch von 383 n. Chr. die Christen auf seine Linie zu bringen.⁷¹

Das christliche Konzil wies dem Kaiser eine Rolle als Organisator, überhaupt als Ermöglicher zu. Von ihm hing ab, ob die Beschlüsse wirksam wurden, da allein er die Machtmittel besaß, sie durchzusetzen. Doch war es völlig unklar, in welchem Maße er sich an den Verhandlungen beteiligen durfte, mit deren Ergebnissen er sich identifizieren sollte.

Konzile blieben im Übrigen angesichts der vielen Mitwirkenden riskante Veranstaltungen. Man konnte sogar behaupten, dass man ihrer eigentlich nicht mehr

⁶⁹ Zum Begriff der Reichskirche Kötter: Suche (wie Anm. 64).

⁷⁰ Nicht nur ideengeschichtlich: Hermann Josef Sieben: Die Konzils-idee der Alten Kirche. Paderborn 1979; Everett Ferguson: Creeds, Councils, and Canons. In: Susan Ashbrook Harvey/David G. Hunter (Hg.): The Oxford Handbook of Early Christian Studies. Oxford 2008, S. 427–445, hier bes. S. 434–438.

⁷¹ Thomas Graumann: The Synod of Constantinople, AD 383. History and Historiography. In: Millennium 7 (2010), S. 133–168.

bedurfte, da es ja aus der Sicht der Sieger gute Gründe für die Auffassung gab, mit dem Konzil von Nizäa 325 n. Chr. und spätestens bei dem in Konstantinopel 381 n. Chr. den Glauben ausreichend definiert zu haben. Doch das sollte sich als Trugschluss erweisen: Für die Frage, wer denn ein wahrer Christ sei, fand sich keine einheitliche Lösung. Das war für einen machtbewussten Kaiser insofern vorteilhaft, als dass Christen nicht geschlossen zu agieren vermochten und alle Konkurrenten auf die kaiserliche Gunst angewiesen waren.

Spannungsreich konnten sich die Beziehungen zwischen Kaiser und Bischof gestalten: Als Bischof von Mailand (374–397 n. Chr.) inszenierte Ambrosius von Mailand, von dessen durch die urbanen Verhältnisse entscheidend gestärktem Einfluss bereits die Rede war,⁷² sich gerne nach der Art des Propheten Nathan, der David entgegengetreten war, und kritisierte aus dieser Position heraus die Herrscher. Das indiziert ein Problem, das vor dem antiken Hintergrund schwerwiegend war: Die innerkirchliche Rolle des Kaisers war von seinem politischen Amt getrennt.

Doch bedeutet dies keineswegs zwangsläufig eine Schwächung des Kaisertums, wie sich am Beispiel des Bußaktes von Mailand zeigen lässt, der früher als Inbegriff bischöflicher Machtvollkommenheit interpretiert wurde: Theodosius der Große hatte Teile der Bevölkerung von Thessalonica (heute Saloniki) niedermetzeln lassen, nachdem dort ein missliebiger Heermeister gelyncht worden war. Ambrosius brachte ihn 390/1 n. Chr. dazu, kirchenöffentlich im härenen Gewand Buße zu tun. Auf den ersten Blick manifestiert sich hierin zwar ein klarer, im wörtlichen Sinne demütigender Sieg des Bischofs, doch erweist das Geschehnis bei näherem Hinsehen eine neue Möglichkeit des christlichen Kaisertums: die Inszenierung von *humilitas*, Demut, die zum Vorbild für spätere Kaiser werden sollte.⁷³ Der Kaiser konnte so Fehler öffentlich eingestehen, ohne sein Gesicht zu verlieren, ja sogar seine Akzeptanz bei christlichen Gruppen erhöhen, weil er eine spezifische christliche Tugend performierte und sich als wahrhaft frommer Kaiser zeigte.

Kaiser konnten sich im Übrigen auch und gerade unter den Bedingungen eines urbanen Kaisertums gegenüber strengen Bischöfen durchsetzen: Als Bischof Johannes Chrysostomos von Konstantinopel (397–404) Kaiser Arcadius und seine Frau ähnlich heftig kritisierte, wie Ambrosius es seinerzeit gewagt hatte, endete er in Verbannung, und ähnlich ging es manchem seiner Nachfolger. Begünstigt wurden die Niederlagen der Bischöfe gewiss dadurch, dass die Christen in der Stadt oft zerstritten waren und der Kaiser so stets Verbündete unter ihnen fand.

Einen scheinbar naheliegenden Schritt zur Klärung der Stellung des Kaisers ermöglichte das Christentum nicht, dass der Kaiser nämlich selbst Bischof werde,

⁷² Siehe zu ihm oben.

⁷³ Dazu MacLynn: Ambrose of Milan (wie Anm. 42), S. 315–330; Hartmut Leppin: Demut und Macht. Der Bußakt von Mailand Weihnachten 390. In: Wolfgang Krieger (Hg.): Und keine Schlacht bei Marathon. Große Ereignisse und Mythen der europäischen Geschichte. Stuttgart 2005, S. 50–69; zur Nachwirkung vgl. den Beitrag von Mischa Meier in diesem Band.

obgleich das alttestamentliche Modell des Priesterkönigs von Salem, Melchisedek,⁷⁴ hierfür hätte als Vorbild dienen können. Doch das Christentum pflegte eine nach griechisch-römischen Maßstäben eigenartige Vorstellung vom Priestertum, dass es nämlich als eigener Stand mit speziellen Weihen zu sehen sei, in den ein politisch Handelnder nicht eintreten durfte, ohne von diesen Aufgaben zu lassen. Diese ungewöhnlich scharfe personelle Trennung von religiöser und politischer Organisation machte es dem Kaiser zusätzlich schwer, seinen Ort im Rahmen der kirchlichen Organisation zu finden, die auf Kleriker zugeschnitten war.

Wer wollte bestreiten, dass er der mächtigste Mann im Reich war? Auf Gottes Willen beruhte, so hatte es schon Paulus gelehrt, die Obrigkeit; es entsprach einer verbreiteten Überzeugung, dass er mit seinem Verhalten Gottes Zorn oder Gnade auf sich wie auf die Untertanen ziehen konnte. Er war insofern eine auch religiös herausgehobene Persönlichkeit. Konsens bestand unter Christen auch darüber, dass er eine hohe Verantwortung für die Durchsetzung des wahren Glaubens trage – dies wird etwa an den Erwartungen deutlich, dass er Konzile durchführe und deren Beschlüsse durchsetze. Zugleich war er, kirchlich gesehen, ein Laie, der in der Gemeinde saß und, sofern getauft, der Bußdisziplin des Bischofs unterlag. Extreme Inkonsistenz kennzeichnete mithin seine Rolle: Fand er seinen Ort ganz oben oder beim *laós*, dem Volk? Diese Spannung war krisenträchtig und führte zu immer neuen Anläufen, seine Rolle zu bestimmen. Die kaiserlichen Gestaltungsmöglichkeiten gegenüber den Herausforderungen der Christen waren begrenzt.

Eine Sakralisierung des Kaisertums, wie Euseb sie in seiner Constantinsvita angedacht hatte, sollte später in veränderter Form wieder an Bedeutung gewinnen; sie besaß den Vorteil, dass Autorität unter Abwesenden durch sie leichter generiert werden konnte, was gerade für das urbane Kaisertum wichtig war. Im 4. Jahrhundert n. Chr. setzte sich dieses Modell jedoch nicht durch. So blieb eine Spannung bestehen zwischen politischer und religiöser Stellung des Kaisers, die immer neue Konflikte heraufbeschwor. Letztlich waren Christentum und spätantikes Kaisertum kaum kompatibel. Auch wenn die Rede vom christlichen Kaisertum uns leicht von den Lippen kommt, scheinen beide historische Formationen nur schwer vereinbar. Selbst Kaiser wie Karl der Große (768–814 n. Chr.), Otto der Große (936–973 n. Chr.) und Heinrich III. (1039–1056 n. Chr.) vermochten keine dauerhafte Synthese von *regnum* und *sacerdotium* herzustellen. Das wurde im Investiturstreit dramatisch sichtbar, blieb aber bei christlichen Monarchien überhaupt als Spannung bestehen. Und auch im Byzantinischen Reich setzte sich eben kein Caesaropapismus durch.

⁷⁴ Genesis 14,18–20 mit Psalm 110,4. Hebräer 5–7 bezieht Melchisedek auf Christus, was eine Übertragung des Namens auf Kaiser zumindest erschwert haben dürfte; in bildlichen Darstellungen taucht er hauptsächlich als Priester auf. Venantius Fortunatus vergleicht den Frankenkönig Childebert I. (511–558 n. Chr.) mit Melchisedek in 2,10,21f.; doch blieb dies eine Ausnahme. Vgl. etwa zur Deutung des Melchisedek als Hohepriester Georg Steigerwald: Das Mosaik ‚Die Begegnung Melchisedeks mit Abraham‘ im Langhaus von S. Maria Maggiore in Rom und sein zeitgeschichtliches Umfeld. In: Zeitschrift für antikes Christentum 15 (2011), S. 498–531, hier: S. 503.

Fazit

Ich habe das Bild eines Kaisertums gezeichnet, das sich im 4. Jahrhundert n. Chr. allmählich veränderte. Was ich als Suche beschrieben habe, erfolgte keineswegs zielstrebig und folgerichtig, sondern tastend und experimentierend; die Grenzen kaiserlicher Handlungsspielräume wurden immer wieder sichtbar. Das Jahr 395 n. Chr. bedeutete keinen Einschnitt in Hinblick auf die politische Ordnung, da die insgesamt bewährte Verteilung der Geschäfte auf mehrere *Augusti* aus einer Familie weiterging. Deutlich wichtiger war der Einschnitt in Hinblick auf den Ort des Kaisertums, da sich Konstantinopel als Hauptstadt etablierte, allerdings in einem Prozess, den man nicht auf ein Jahresdatum festlegen kann.

Die Herrschaft Theodosius des Großen (379–395 n. Chr.) bedeutet daher gewissermaßen ein Scharnier. Einiges, was er, bedingt durch situative Herausforderungen, tat, wurde angesichts seiner Vorbildstellung zu einem Element der Repräsentation späterer Kaiser. Dies ist besonders deutlich an seinen gelegentlichen Demutsgesten, die sich bei späteren östlichen Kaisern zu regelmäßigen Inszenierungen entwickelten.⁷⁵ Der Ausbau von Konstantinopel trug entscheidend dazu bei, dass diese Stadt als Hauptstadt dienen konnte. Inwieweit Theodosius das so auch angestrebt hatte, ist schwer zu entscheiden. Vielleicht ging es ihm vornehmlich darum, sich selbst in jener Residenz ein Denkmal zu setzen, die besonders geeignet erscheinen musste, sowohl Richtung Westen als auch Richtung Osten auszustrahlen. Dass einige Baumaßnahmen – allen voran das Theodosiusforum – direkt auf Bauten in Rom, in diesem Fall auf das Trajansforum Bezug nahmen, bedeutet nicht zwingend, dass Konstantinopel als Hauptstadt im Sinne eines dauerhaften Herrschaftssitzes vorgesehen war, da Rom nur noch ideelle Hauptstadt war und dieses Forum auch auf die gemeinsame spanische Herkunft der beiden Kaiser anspielen mochte.⁷⁶

In Hinblick auf das religiöse System machte gerade die Herrschaft des Theodosius die Aporien eines christlichen Kaisertums deutlich, das keinen klaren Ort zu finden vermochte und auch keinen zugewiesen bekam. Denn dem mächtigen Förderer des Christentums fiel es schwer, sich mit einem Bischof vom Schlage des Ambrosius ins Benehmen zu setzen. Das theodosianische Modell der Intervention durch Gesetze und Synoden war zwar zu seiner Zeit vergleichsweise erfolgreich,

⁷⁵ Siehe etwa Mischa Meier: Die Demut des Kaisers. Aspekte der religiösen Selbstinszenierung bei Theodosius II. (408–450 n. Chr.). In: Andreas Pečar/Kai Trampedach (Hg.): Die Bibel als politisches Argument. Voraussetzungen und Folgen biblizistischer Herrschaftslegitimation in der Vormoderne (= HZ, Beihefte, N. F., Bd. 43). München 2007, S. 135–158; Hartmut Leppin: Power from Humility. Justinian and the Religious Authority of Monks. In: Andrew Cain/Noel Lenski (Hg.): The Power of Religion in Late Antiquity. Farnham 2009, S. 155–164; Peter Van Nuffelen: Playing the Ritual Game in Constantinople (379–457). In: Grig/Kelly (Hg.): Two Romes (wie Anm. 25), S. 183–200, hier: S. 186–188.

⁷⁶ Zu den Bauten Leppin: Theodosius (wie Anm. 43), S. 197–200; Brian Croke: Reinventing Constantinople. Theodosius I's Imprint on the Imperial City. In: Scott McGill u. a. (Hg.): From the Tetrarchs to the Theodosians. Later Roman History and Culture, 284–450 CE (= Yale Classical Studies, Bd. 34). Cambridge 2010, S. 241–264.

scheiterte aber unter Theodosius II. (408–450 n. Chr.), unter dem die Synoden eher zu einer Verschärfung der Streitigkeiten beitrugen, und das Gleiche gilt für die Synode von Chalkedon (451 n. Chr.) unter Marcian und jene von Konstantinopel (536 n. Chr./553 n. Chr.) unter Justinian. Allem Anschein nach hatten Kirchenführer, die sich deutlich positionierten, zu sehr an Autorität gewonnen, um noch von Kaisern kontrolliert zu werden, die bestrebt sein mussten, möglichst viele Gruppen einzubinden.

So gesehen gewinnt dann eine eher wenig bekannte Gestalt wie Valens plötzlich Interesse, da er unter mancherlei Aspekten für Alternativen steht, zum einen in Hinblick auf seine bevorzugte Residenz, Antiochia, zum anderen weil er sich lange Zeit gar keine gestaltende Rolle in Religionsangelegenheiten anmaßte – er scheint darin Valentinian I. viel ähnlicher gewesen zu sein, als es die nizänische Historiographie dem angeblichen Arianer unterstellt.⁷⁷ Wenn seine Herrschaft scheiterte, muss nicht unbedingt der Ansatz verfehlt gewesen sein, da er durch äußere Ursachen, namentlich den Sturm der Tervingen, entscheidend getroffen wurde.

Auf die strukturellen Herausforderungen des Kaisertums – die Weiträumigkeit des Reiches, die es erschwerte, eine stabile *sedes imperii* zu finden, und die ein Nebeneinander mehrerer *Augusti* verlangte, dazu die unklare Stellung des Kaisers im Christentum – wurde in unterschiedlicher Weise reagiert. Dass sich am Ende ein urbanes Kaisertum in einer Hauptstadt durchsetzte und diese gerade Konstantinopel hieß, hatte viel mit kontingenten Umständen zu tun, sollte sich aber bewähren. Es blieb auch bei der Herrschaft mehrerer *Augusti* mit regionalen Sprengeln, die sich im 4. Jahrhundert ebenfalls bewährt zu haben schien. Doch diese Organisationsform trug allem Anschein nach späterhin zum Auseinanderdriften des Reiches bei. Keine Lösung, die auf Dauer trug, fand man für die Rolle des christlichen Kaisers gegenüber anderen christlichen Autoritäten. Um sie wurde immer neu gerungen – letztlich bis zum Ende der christlichen Monarchie.

Abstract

During the “short century” between AD 312, when Constantine the Great proved victorious at the Milvian Bridge, and the death of Theodosius I in AD 395, the emperors set out to define their position in the Roman world in various respects. This century was a time of experiments in Rome’s monarchic structure. To begin with, the emperors faced the problem of finding their place in a literal sense: they resided at different locations. It was supposedly as a result of contingent circumstances that Constantinople became the imperial capital in the late 4th century. Moreover, in a metaphorical sense, the emperors tried to attain an appropriate place within the political order. A system of government made up of several related

⁷⁷ Lenski: Failure (wie Anm. 15), S. 241–263, für den Valens immer weiter in Konflikte mit den Nizänern verwickelt wurde; siehe aber McEvoy: Child Emperor (wie Anm. 42), S. 118f.

Augusti governing different districts proved to be effective. This system was, however, probably responsible for the empire's disintegration later on. Last but not least, the emperors sought a way to deal with the challenges posed by Christianity. For Christians, no worldly ruler could hold the highest authority and, therefore, there could be no uncontested setting for a Christian ruler. None of the rulers were able to find a lasting solution to this problem; thus, the struggle to establish the emperor as a Christian developed a dynamic that continued to strain Christian monarchies until their demise.

